

Giekeners Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekeners Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.
(Fortsetzung.)

Sie war ganz verwirrt vor Angst und Verlegenheit und fragte:

„Du willst fortgehen?“

„Ja. Wundert dich das?“

„Weiter fort?“

„Sehr weit fort, Dagny. Willst du mir nicht Antwort auf meine Frage geben?“

„Nein; denn ich kann nicht! Du darfst mich nicht fragen.“

„Ist etwas geschehen?“

„Ja, es ist etwas geschehen; etwas, das nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann.“

„Auch mit einem klaren Verstand, guten Willen und zwei starken Fäusten?“

Sie gab keine Antwort; sie lächelte nur. Ein sehr nervöses Lächeln. Ihre Lippen bebten.

„Liebst du mich nicht mehr, Dagny? Oder willst du mir auch diese Frage nicht beantworten?“

Erst schüttelte sie nur den Kopf. Aber dann war es, als ob sie einen Entschluß gefaßt hätte.

„Laß meine Bügel los,“ sagte sie. „Laß meine Bügel los, dann will ich dir Antwort geben.“

Ich ließ die Bügel fahren.

Sie beugte sich zu mir herüber und sagte mit süßer, bebender Stimme:

„Ich habe dich von jeher geliebt, und ich liebe dich noch und werde dich immer lieben.“

Aber dann spornete sie ihr Pferd und jagte davon.

Ich rief ihr ihren Namen nach. Sie drehte sich im Sattel um, winkte mir zu und rief:

„Wir dürfen uns nie mehr sehen!“

Seither habe ich sie auch nicht mehr gesehen. Ich weiß nicht, ob sie noch auf dem Hofe ist. Vielleicht ist sie noch da. Ich habe meine Ausritte fortgesetzt, weil ich sie nicht entbehren kann, aber ich bin andere Wege geritten.

Und damit, lieber Krag, hast du erfahren, was geschehen ist. Ich bitte dich um deine Hilfe. Das tue ich, weil ich gewiß weiß, daß dies nicht eine gewöhnliche Liebesgeschichte ist, keine leichte und vorübergehende Frühjahrsiebelei.

Es handelt sich um Großes für uns beide, jedenfalls für mich.“

Rye stand auf und trat aus Fenster. In seiner Stimme war ein merkwürdiges Ueben, als er sagte:

„Es handelt sich um so Großes, als es sich überhaupt im Leben handeln kann.“

Du begreiffst wohl, daß ich nicht aus noch ein weiß. Aber vielleicht kommt es daher, weil ich vor Unglücksgefühl fieberkrank bin und blind vor großer Liebe. Aber ich kann wirklich nicht ergründen, was geschehen ist. Es liegt auf mir

wie eine trübe Ahnung, daß hinter diesen Begebenheiten ein Geheimnis steckt. Ein Geheimnis, dessen Lösung ich nicht finden kann, aber vielleicht vermagst du es. Und wenn ich an das vergräunte Gesicht des alten Obersten denke, als ich zuletzt mit ihm sprach, da zittert mir unwillkürlich das Herz. Was müssen das für Ereignisse gewesen sein, die so unauslöschliche Spuren in das Antlitz eines Menschen graben konnten!“

Zwar Rye hatte zu Ende gesprochen.

„Wo ist mein Ueberzieher?“ rief er. „Ich gehe!“

„Ohne meine Antwort abzuwarten?“ fragte Asbjörn Krag.

„Du weißt ja, wo ich wohne,“ antwortete der Freund. „Du kannst kommen, wann du willst. Ich lasse ein Zimmer für dich bereit halten. Aber du mußt innerhalb acht Tagen kommen.“

„Warum so geschwind?“

„Nach acht Tagen reise ich ab.“

Im nächsten Augenblick stand Rye im Ueberzieher da.

„Ich möchte nur zwei Fragen an dich richten,“ sagte Krag.

„Bitte!“

„Wer, glaubst du, ist wohl die Ursache von allem dem, der Vater oder die Tochter?“

„Ich meine, das sei aus meiner Erzählung deutlich hervorgegangen,“ erwiderte Rye. „Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es der Vater, der alte Oberst ist, der sich meinem Glück und dem seiner Tochter in den Weg stellt. Aber er tut das noigedrungen und mit blutendem Herzen.“

„Hältst du den Alten für einen Ehrenmann?“

„Ich mag ihn sehr gern leiden, und ich halte ihn unbedingt für einen Ehrenmann,“ antwortete Rye.

„Schön. Nun noch eine Frage. Weiß die Nachbarschaft etwas von dieser Geschichte?“

„Ja, du, da bringst du mich auf etwas, das mich mit veranlaßt, meine Abreise zu beschleunigen. Es war ja nicht zu vermeiden, daß die Nachbarschaft etwas von unserer Verlobung erfuhr. Ich weiß auch keinen Grund, warum sie nichts davon hätte erfahren dürfen, die Hochzeit war ja schon festgesetzt. Nun haben sie natürlich auch von dem Bruch erfahren, und es hat ein Geschwätz gegeben. Das ist unangenehm, aber es läßt sich nichts dagegen machen.“

Als nun Rye gehen wollte, hielt ihn Krag mit noch einer Frage auf.

„Du hast mir von dem Obersten und Fräulein Dagny erzählt. Kann nicht auch noch eine dritte Person im Spiele sein?“

„Was meinst du damit?“

„Gibt es nicht noch einen Dritten? Ich meine außer dir?“

Rye drückte die Hand des Polizeibeamten.

„Nein!“ sagte er. „Es gibt keinen Dritten. Dafür stehe ich.“

Nun verabschiedeten sich die beiden Freunde voneinan-

der Rye ging zum Bahnhof, um abzureisen. Asbjörn Krag blieb noch lange sitzen, tief in Gedanken versunken. Das war jedenfalls eine wunderliche Sache, ohne Ähnlichkeit mit andern Geschichten, mit denen er als Detektiv schon zu tun gehabt hatte.

Er legte sich die Frage vor, ob er sich überhaupt in diese Sache mischen sollte oder nicht.

Was konnte er eigentlich tun?

Hier war ja nicht die geringste Ungefestigkeit begangen worden, und weder in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter noch als Privatperson hatte er Veranlassung, sich an den alten Obersten und seine Familie heranzudrängen.

Aber jedenfalls konnte er seinem alten Freunde Zvar Rye einen Besuch machen und ein paar Tage bei ihm bleiben. Er konnte ja sagen, er wolle sich einige Tage der Ruhe gönnen.

Am Tage darauf erhielt er eine Postkarte mit folgendem Wortlaut:

Lieber Freund!
Dein Zimmer steht bereit.

Dein Zvar.

Alein er bedachte sich noch immer.

Da ereignete sich etwas, das ihn veranlaßte, einen raschen Entschluß zu fassen.

Den Tag, nachdem er diese Postkarte erhalten hatte, traf er den Vorstand der Detektivabteilung, der ihm ein Telegramm zeigte. Es lautete:

„Oberst Anders Holger ist in der Nähe seines Hofes lebensgefährlich verletzt aufgefunden worden. Unglücksfall oder Ueberfall. Umstände sehr verdächtig. Gerichtliche Untersuchung im Gang.“

Oberst Anders Holger, das war ja der alte Oberst, Dagmays Vater.

Eine Stunde darauf war Asbjörn Krag unterwegs.

3. Kapitel.

Im Verdacht.

Während der Eisenbahnfahrt befand sich Asbjörn Krag in einer Unruhe, wie er sie noch selten verspürt hatte. Einmal um's andere las er das Telegramm mit der Nachricht von dem rätselhaften Unglücksfall.

Der alte Oberst war also halbtot in der Nähe seines Hofes aufgefunden worden. Unter verdächtigen Umständen. Es kam Krag sonderbar vor, daß ihm Freund Rye davon keine Mitteilung gemacht hatte. Aber vermutlich hatte das krautige Ereignis seine Gedanken zu sehr eingenommen.

Verdächtige Umstände! Diese Worte klangen sehr bedenklich. Es mußte ihnen etwas sehr Ernstes zugrunde liegen, sonst hätte das Telegramm kaum so geklungen. Diese Depesche war von einem Berichterstatter aus Telegraphenbureau gerichtet worden. Wahrscheinlich hatten also die Zeitungen Christianias bereits das Publikum in Bewegung gesetzt, und das war dem Detektiv kein angenehmer Gedanke. Es war ihm immer am liebsten, wenn er seine Arbeit in der Stille tun konnte. Er ging durch alle Wagen des Zuges, entdeckte aber zu seiner Freude keine Journalisten. Nun hatte er also jedenfalls einen halben Tag Vorsprung.

Einer der Reisenden fing ein Gespräch mit ihm an. Es war ein älterer Herr mit einem gutmütigen Gesicht, ein Versicherungsbeamter auf einer Dienstreise. Während des Gesprächs erwähnte Asbjörn Krag auch den Unglücksfall, der den alten Oberst getroffen hatte, und das interessierte den Versicherungsinspektor sehr lebhaft. Es zeigte sich, daß er den Oberst seit mehreren Jahren kannte.

„Ich hielt viel von dem alten Herrn,“ sagte der Inspektor. „Er war ein alter Soldat von echtem Schrot und Korn, konservativ und hartköpfig, aber im Grunde herzensgut. Seine Gastfreierheit war großartig.“

„Da ist er wohl sehr reich?“ fragte Krag.

„Er hat etwas von seinem Vater geerbt, aber er selbst hat sein Vermögen vervielfacht, denn er hatte einen ausgeprägten Geschäftssinn. Bei mehreren Fabriken war er beteiligt, trocknete Moore aus und ließ Land urbar machen. Ich glaube, daß sein Vermögen jetzt nach unsern Verhältnissen wohl groß genannt werden darf.“

Der gesprächige Inspektor erzählte noch allerlei von dem alten Obersten, und Asbjörn Krag lauschte begierig. Die kleinste Kleinigkeit war ihm wichtig, wenn er mit einer derartigen Untersuchung beschäftigt war; alles, was er

erfahren konnte, stapelte er in seinem Gehirn auf. Da lag alles gewissermaßen in Schachfächern geordnet, und er konnte nach Bedarf das betreffende Fach aufziehen und durchsuchen.

Im Laufe des Nachmittags langte der Zug an der kleinen Station an. Krag hatte seinem Freunde seine Ankunft nicht angezeigt und wurde deshalb auch nicht am Bahnhof abgeholt. Es war milde und warme Witterung, und Asbjörn Krag freute sich behaglich auf die Wagenfahrt, die er bis zu Zvar Ryes Gutshof zurückzulegen hatte. Er trat in den Kaufladen, um sich einen Wagen zu bestellen.

„So, Sie wollen also zu Herrn Rye,“ sagte der Kaufmann ruhig und sah ihn aufmerksam an.

Asbjörn bemerkte den Blick und wunderte sich darüber. „Meinen Sie, er sei nicht zu Hause?“ fragte er.

Der Kaufmann lachte.

„Doch, ich glaube schon. Ich glaube nicht, daß er jetzt so bald auf Reisen gehen wird. Jedenfalls nicht weit fort.“

Als Asbjörn Krag diese ernst gesprochenen und verdächtig klingenden Worte hörte, fühlte er wieder eine sonderbare Unruhe in seinem ganzen Körper.

„Sie sprechen von einem meiner besten Freunde,“ sagte er zu dem Kaufmann.

„Ach so!“ beeilte sich dieser zu sagen. „Na ja, Zvar Rye ist gewiß ein sehr braver Mann. Und große Reisen hat er gemacht. Ist er nicht rund um die ganze Erde gekommen?“

„Doch, das ist er. Er ist in vielen Ländern gewesen.“

„Ja, in der Fremde draußen nimmt man's nicht so genau,“ sagte der Kaufmann und ging dann hin, um den Kutscher zu rufen.

Asbjörn Krag merkte wohl die Vorsicht, die aus diesen Worten sprach. Also hatte sich das Gerücht der Leute bereits dieser Sache bemächtigt. Krag merkte, daß man Zvar Rye nicht wohlwollte.

Als Kutscher erhielt Asbjörn einen alten graubärtigen Bauern. Während des ersten Teiles der Fahrt zeigte sich der Bauer still und verschlossen, aber durch Krags Freundlichkeit und die Gabe eines Briemchens Tabak taute er auf. Endlich fragte er zögernd:

„Sie Sie — sind Sie dort aus der Stadt?“

„Behüte, ich bin aus Christiania.“

„Und Sie wollen zu Zvar Rye?“

„Gewiß.“

„Kennen Sie ihn denn?“

„Nein,“ behauptete Krag einer plötzlichen Eingebung entsprechend.

Es entstand eine lange Pause. Dann begann der Bauer wieder zu fragen:

„Dann sind Sie vielleicht einer — so einer von denen — die aus der Stadt erwartet werden?“

„Nein, das bin ich nicht,“ erwiderte Asbjörn Krag. „Aber ich bin wegen des Unglücksfalls, der Oberst Holger betroffen hat, hergekommen.“

Der Bauer nickte.

„Na, das konnte ich mir ja denken,“ sagte er.

„Lebt er noch?“

„Ja, er lebt noch, und vielleicht macht er es auch durch, aber er ist noch nicht wieder zu sich gekommen.“

Nun wurde der Bauer geheimnisvoll und murmelte halb laut vor sich hin:

„Vielleicht ist es für jemand recht gut, daß er noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen ist und Zeugnis ablegen kann.“

„Kennen Sie Herrn Rye?“ fragte Krag.

„Jawohl, ich kenne ihn schon, und ich habe auch seinen Vater gekannt. Das war ein Biedermann. Mit ihm ließ sich doch noch ein Wort reden. Aber der da läßt sich niemand zu nahe kommen.“

Asbjörn Krag sah wohl ein, daß ein Mann wie Zvar Rye mit seinem Starrkopf, seinem abweisenden und verschlossenen Wesen unter dem Volke wenig beliebt sein konnte.

Kurz darauf fragte der Bauer:

„Was haben Sie denn für einen Beruf?“

Krag wußte nicht recht, was er sagen sollte. Polizeibeamter wollte er nicht sagen.

„Ich bin Journalist,“ sagte er.

Das verstand der Bauer nicht.

„Einer, der in die Zeitung schreibt,“ erklärte der Detektiv.

Da ging dem Bauer ein Licht auf.

„Also Kolporteur. Ach so,“ sagte er.

(Fortf. folgt.)

Der lustige Wiedereinzug der Schweinewurst in Königsberg Anno 1601.

Mitgeteilt von Hans Runge.

Während der beiden letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts mangelte es den Königsbergern im alten Preußenlande, ganz wie in unseren Tagen, an schönen, schweinemern Würsten. Es war ein Verbot ergangen wegen Knappheit an schlachtbaren Schweinen, Würstwaren herzustellen. Mit Ablauf des Jahres 1600 trat das Gesetz außer Kraft, und die Schlächtergilde der Stadt Königsberg hatte um die Jahreswende nichts Eiligeres und Besseres zu verrichten, als von einer großen Anzahl geschlachteter Schweine eine Wurst herzustellen, so — riesenlang, aber dabei so schmackhaft und köstlich, daß ein Teil davon sogar Serenissimi Tafel zieren durfte. Und das war im Zeitalter der Morgenröthe des aufgeklärten Absolutismus eine Tat, die der wohlthätlichen Schlächtergilde der alten, guten Stadt Königsberg zur Anekdote und Ehre gereichen durfte!

Dem geneigten Leser sei ein alter, aus Regrothäterzeit stammender Bericht über die lustige Geschichte des Wiedereinzuges der langentbehrten Riesenwurst nicht vorenthalten:

„Im Jahre 1601, am 1. Januar, haben die Schlächter zu Königsberg eine Wurst, 1005 Ellen lang, nach dem Schlosse der Stadt Königsberg getragen und Ihro Fürstliche Gnaden davon etliche Ellen verschert, weil sie innerhalb 18 Jahren keine gemacht hatten. Sie sind mit Trommeln und Weihen angezogen, voran ein Führer mit einem Spieße, wohl aufgeputzt mit Federn und Binden, mit fliegenden weißen und grünen Fähnlein. Diesem sind gefolgt 103 Schlächterbude, haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind etliche ein-wo gezogen, um die Wurst in Acht zu nehmen, daß sie nicht Schaden litte. Wie sie nach dem Schlosse gekommen sind, haben sie ihrer Fürstlichen Gnaden 130 Ellen von selbigem Monstrum verschert. Vom Schlosse sind sie über die Schmiedebrücke in den Knechtshof, von da durch die Altstadt in den Löwenicht gezogen; allda sind sie von den Bäckern empfangen worden, welchen sie auch viel Ellen von selbiger Wurst geschenkt, und von den Bäckern nochmals zu Gaste behalten worden, auch bis in die tiefe Nacht hinein beflammen lustig gewesen.“

Die Bäcker waren auch nicht müßig und ließen sich nicht lumpen. Sie baken acht gewaltige „Strüßel“ und sechs große Kringsel. Zwei der „Strüßel“ hatten eine Länge von 9 1/2 Fuß; 12 Scheffel Weizen wurden zu dem Teig genommen. Die Kringsel wurden aus Pfefferkuchenartig gebacken, mit dem Bäckergesellenwappen verziert und mit Löwenköpfen aus Papiergold und bunten Fähnlein behängt. Auf Wunsch Serenissimi wurden die Köstlichkeiten für diese Riesenbäckerei genau berechnet. Die Guldmine ergab 43 Mark 3 Groschen, oder ungefähr 24 Reichstaler.

Ob nun Serenissimus ein sparsamer Herr war und genau wissen wollte, wieviel Taler und Groschen das gewiß lange Ende Wurst wert gewesen sei, das er verzehrte, um nachher Veraleiche mit den Preisnotierungen seines Hof- und Leibschlächters anstellen zu können, oder ob seine Fürstliche Gnaden die lustigen Stadtschlächter zu einer besonderen Steuer „condemnieren“ wollte, weil sie so forsch auftraten und mit dem Schweinemern gar zu verschämenderisch umsprangen, weiß ich nicht; — genug, Serenissimus beschl. seinen ersten Haus- und Hofmeister, von den Fleischern spezifizirte Rechnung einzufordern. — Aber geben wir wieder dem Schreiber der alten, fast verblassten Zeiten das Wort: „Andern Tags ist auf Begehren Fürstlicher Durchlaucht von den Schlächtern was die lange Wurst gekostet und was darauf gegangen, alles aufs genaueste berechnet und zum Bericht aufgesetzt worden:

Die Wurst ist lang 1005 Ellen, hat gewogen 22 Stein und 5 Pfund, thuet 885 Pfund, dazu ist kein ander Fleisch gekommen, als

81 lauter Schweinschinken	=	118	10	3
Die Därmen von 45 Schweinen item 1 1/2 Tonnen Salz	=	3	5	—
item 1 1/2 Tonnen Bier	=	3	—	—
item 18 1/2 Pfund Pfeffer	=	24	13	—

item haben daran gearbeitet drei Meister, 67 Gesellen, machet 70 Personen. Haben dabey austrunken 2 Faß und eine Tonne Bier. Aber die ganze Bede über ist aufgegangen ohngefähr 49 Faß Bier, jedes Faß 12 Mark, macht 480,— Mark.

Den ersten Tag daran gearbeitet von 6 Uhr des Morgens bis auf den Abend um 7, des anderen Tages von 8—1 Uhr. Der Kränze (womit die Wurst geschmückt war) sind gewesen 109, haben gekostet . . . 112,60

Der polnische Groschen, wonach damals in Westpreußen gerechnet wurde, gingen 20 Stück auf eine Mark. —

Es waren noch wohltheile Zeiten im alten Preußen, als 81 „laute Schweinschinken“ etwas mehr als 118 Reichstaler kosteten. Dafür gibt's heutzutage, im dritten Jahre des Weltkrieges, wenn man Glück hat und „die Sache gut geht“, höchstens — zwei.

Auch der Pfeffer, der heute wieder unerlässlichlich wird, war wohl ums Jahr 1600 ein kostspieliges Gewürz.

Den lustigen Königsberger Schlächterzug, bei dem wohl die längste jemals hergestellte Wurst zur Schau getragen wurde, hat ein Maler in derb-lustiger Manier im Bilde festgehalten. Lange Jahre hing das Gemälde in „Altstädtischen Gemarkungen“ zu Königsberg.

Vermischtes.

Wie die moderne Kältemaschine entstand.

Die für zahlreiche Industriezweige und besonders für die Herstellung und Verwahrung gebrauchsfertiger Genussmittel so überaus wichtige Kältetechnik wird in den Vorbergrund gerückt durch das Jubiläum ihres Begründers Carl von Linde, der vor wenigen Tagen seinen 75. Geburtstag feierte. Trotzdem es bereits vor dem praktischen Ergebnis der Arbeiten Lindes Kühlapparate und Kältemaschinen gab, lang ohne Uebertreibung gesagt werden, daß erst seine Studien zu dem wissenschaftlichen Begriffe der Kältetechnik geführt haben. Linde, der heute auf ein Lebenswerk von dauerndem Werte zurückblicken vermag, hat in seinen der Allgemeinheit noch nicht zugänglichen Lebenserinnerungen ausgeführt, wie es zur Schaffung der modernen Kältemaschine kam, und die wesentlichsten Mitteilungen hierüber lassen sich einem Besuche von Prof. Dr. Max Jakob in den „Naturwissenschaften“ entnehmen. Noch als außerordentlicher Professor sah Linde sich aus finanziellen Gründen gezwungen, mancherlei Nebenaufgaben zu übernehmen, und ein Preisansuchen veranlaßte ihn, die Literatur über künstliche Kühlung genau zu prüfen. Trotzdem die drei Haupttypen der Kältemaschinen — Kaltsalzmachine, Kaltdampf-Sublimationsmaschine und Kaltdampf-Kompressionsmaschine — bereits vorhanden waren, erkannte Linde sofort, daß es auf diesem Gebiet noch wichtige Aufgaben zu lösen gab. Er schritt in der Folge eine Theorie der Kältemaschinen, wobei er das größtmögliche Verhältnis von Kälteproduktion zur aufgewandten Arbeit zu finden suchte. Die Veröffentlichung dieser Studien erregte die Beachtung der an künstlicher Kühlung außerordentlich interessierten Brauereindustrie, die Linde die Mittel für eine Versuchsmaschine zur Verfügung stellte. Mehrjährige praktische Arbeit führte auch zu einem vollen Erfolge. Das hauptsächlich Neue der Theorie und Ausführungsart Lindes bestand in der Erwägung, daß Kälte sich am günstigsten erzeugen läßt, wenn bei der höchstzulässigen Temperatur der zu kühlenden Substanz Wärme entzogen und wenn diese Wärme bei der geringstmöglichen Temperatur an eine wärmeaufnehmende Substanz weitergegeben wird. Zur Verwirklichung dieser Theorie erdienten die sog. Kompressionsmaschinen am besten geeignet. Bei diesen wird eine „flüchtige Flüssigkeit“ durch den zu kühlenden Körper verdampft, wobei sie ihre Wärme entzieht. Der Dampf wird dann komprimiert, wieder verflüssigt, und seine Wärme geht an das Kühlwasser über, worauf der ganze Vorgang aufs neue beginnen kann. Es gab derartige Kompressionsmaschinen auf einer gewissen Vorstufe in England, und zwar wurde bei denselben Schwefeläther angewandt. Der Fehler bestand hauptsächlich darin, daß der geringen Flüchtigkeit des Schwefeläthers ein verhältnismäßig sehr niedriger Druck entspricht und daß durch die Druckverluste in den Ventilen die Wirkungskraft noch verringert wird. Man mußte sich also nach flüchtigeren Flüssigkeiten umsehen, deren Dämpfe bereits bei Temperaturen in Höhe der Umgebungstemperatur hohe Drücke ausüben. Zuerst wurde Methylenäther und endlich Ammoniak angewandt. Weitere Verbesserungen bestanden im Abschlusse der unter Gasdruck stehenden Räume von der Außenluft durch Sperrflüssigkeit — etwa Glycerin — die gleichzeitig zur Schmierung dienen. So wurde endlich von Linde die moderne Ammoniakkompressionsmaschine geschaffen, die mit ihrer besonderen Dichtungsart in ganz Europa heute die typische Form der modernen Kältemaschine darstellt.

Der vernachlässigte Frosch.

In dieser Zeit, da der Verwertungsmöglichkeit jeder Tiergattung nachgespürt werden soll, wird, nach den Ansichten L. Lörens im St. Hubertus, dem Frosch viel zu wenig Beachtung geschenkt. Die Stellung unseres heimischen Wasserfrosches hätte übrigens schon längst im Rahmen des Fischereigesetzes eine nähere Erörterung verdient. Heute interessiert uns vor allem die Tatsache, daß die Froschkulen ein wirtschaftlich nicht zu unterschätzendes Verdict darstellen. Vor dem Kriege waren die Froschkulen eine Larvenschleie, die im Marktpreis höher stand als manche Arten von Seltscheln. Da die Kriegsverhältnisse aber so vieles umgekehrt haben, ist nicht einzusehen, warum die Froschkulen jetzt nicht wenigstens teilweise eine Rolle als ergänzendes Volksernährungsmittel spielen sollten. Jedenfalls ist es falsch, daß die Frosche gewissermaßen als vogelfrei erklärt werden und nach Belieben schrankenloser Ausrottung preisgegeben sind. Es soll nicht gemanet werden, daß der Wasserfrosch in der Landwirtschaft kleinere Schäden anrichtet, andererseits erweist er sich aber z. B. durch das Vertilgen der Malariaanfänger als unbedingt nützlich. Jedenfalls wäre es nicht unvernünftig, heute dem sog. „Froschen“, das ist dem Froschlang, näherzutreten, und zwar zur Gewinnung der Froschkulen. Die beste Art dieses Frosches ist das Angeln mit dem „roten Larven“. Man benötigt ein möglichst schreiend rotes Wollfäden von Visitenkartengröße auf beiden Seiten mit zwei oder drei Reichen kleiner Angelhaken, sodas deren Spitzen zum Fang

nach außen gerichtet sind. Diese Vorrichtung bringt man an einer mit 2 Meter Schmutz versehenen Büchse an, und schreitet man bei Beginn der Dämmerng oder vor und während eines lauen Regens die Mäuler der Lämpel entlang. Das grelle Rot des Lappens übt auf die Frösche eine geradezu hypnotische Anziehungskraft aus, sie springen hoch und schnappen danach und bleiben mit den Mäulern an den kleinen Angelhaken hängen. Es ist nicht unmöglich, daß die Reihe der Kriegsmöden durch diesen praktischen Sport des „Fröschen mit dem roten Lappen“ vermehrt werden könnte.

* **Wassermann und der Kedarwein.** Es war im Jahre 1908, so schreibt uns ein Mitarbeiter, als Wassermann in Eßlingen am Neckar, unweit der Schwabenresidenz Stuttgart, eine Rede halten sollte. Sie galt damals den schwäbischen Landtagswahlen. Am Tag zuvor traf ich ihn in Stuttgart, und wir kamen bald bei einem Glas guten Schwabenweins ins Gaudern. Es war der jug. Schäfferwein, der um Durbach wächst, der Heimat Schäfflers, und den man im ganzen Reich nicht kennt, oft nicht einmal dem Namen nach. Meine Bemerkungen, Wassermann in ein politisches Gespräch zu ziehen, schritten, und das Einzige, was ich von ihm hörte, war ein großes Lob des schwäbischen Weines, von dem wir eine ganze Flasche leerten. Ich erklärte ihm darauf, mit einem solchen Lob, öffentlich ausgesprochen, müsse er sich alle schwäbischen Herzen gewinnen. Tags darauf hörte ich ihn sprechen und staunte nicht wenig, als er seine Rede mit einem Hymnus des Kedarweines einleitete. Dabei wußte er geschickt die Tatsache, daß es im Schwabenlande manches Gute gibt, das aber nicht über die eigene Heimat hinauskommt, weil man es selbst genießt, mit den innerpolitischen Kämpfen in Württemberg zu verbinden. Jedenfalls war der Beifall, den diese Rede, als die er sie nachher beachtete, bei den Hörern fand, außerordentlich stark, und auch die „Nicht-Wassermann“ stimmten in den Beifall ein.

* **Eine ständige Bilzausstellung im Zoologischen Garten zu Frankfurt.** Als neueste Kriegsmahnahme ist zur Erweiterung der dem Insektenhaus angegliederten „Ausstellung seltener Wildpflanzen“ seit einigen Wochen eine kleine ständige Schau der wichtigsten Bilze in einer Sonderabteilung untergebracht. Die Art der Betrachtung ist insofern neuartig, als die Bilze, nicht wie man es bisher auf Bilzausstellungen sah, einfach in Moos gesteckt sind, oder auf Tischen liegen, sondern in Glasbehältern, sog. Terrarien eingesperrt sind, die nach der Art ihrer Einrichtung dem Beschauer ein Bild von dem natürlichen Standort einer jeden Bilzart geben. Wir sehen also die Bewohner des Nadelwaldes in einem kleinen Nadelwaldausschnitt, die der Raine und Wege in entsprechend eingerichteten Behältern, die der Wiesen auf Grasausschnitten und so fort. Es wird besonderer Wert darauf gelegt, daß der Beschauer die wichtigsten guten Speisebilze und die wenigen giftigen Arten kennen lernt, die häufig mit ersteren verwechselt werden. Die kleine Ausstellung ist, da sie nur frisches, nicht konserviertes Material zeigt und auf ständige Ergänzungen angewiesen ist, natürlich in ihrem Bestande sehr wechselnd. Seit der Eröffnung wurden etwa 30 Bilzarten zur Schau gestellt.

* **Die russisches Dorfbild.** Aus dem Bezirk Simbirsk erzählt „Girszenkija Wjedomosti“ daß die Lage dort fortgesetzt drohend wird. In den Dörfern kümmert man sich durchaus nicht um die politischen Verhältnisse, und von den Vorbereitungen zu den Wahlen für die konstituierende Versammlung ist niemand unterrichtet. Nur das Schlagwort „Es kommt heraus!“ geht von Munde zu Munde, dabei kann keiner sagen, was herauskommen soll. Auf den Feldern wird kaum etwas getan, denn teils fehlen die Landwirtschaftsgeräte, teils herrscht auch eine zweifelhafte Angstlichkeit, ob der Arbeitslohn gezahlt wird und ob die Früchte der Arbeit dem Besitzer des Grundbesitzes zufallen werden. In jedem Dorfe sind gegenwärtig 2-3 Halsabschneider anzutreffen, die den Leuten das Fell über die Ohren ziehen. Außerdem ist Raub, Diebstahl, selbst Mordschlag, ferner unwillige Einstellung der Feldarbeit ohne jeden Grund, Verletzung der Arbeitsverträge und dergleichen mehr an der Tagesordnung. Die Vernachlässigung der Feldarbeit scheint Wäbe herauszubekommen, wie sie 1906 durch den Hunger eingetreten waren. Die Felder bieten kein erfreuliches Bild! Die Winterfaat steht niedrig, von der Dehjat in ist nicht viel mehr als um die Hälfte gemäht, und der Rest dient beimirrendem Vieh als Futter. Für Weizen, Hafer, Erbsen und Buchweizen, sowie für Kartoffeln sind keine günstigen Aussichten vorhanden, und infolge der mangelhaften Bestellung ist mit einer Unterernte sicher zu rechnen. Und das zu einer Zeit, wo alle Nahrungsmittel für Mensch und Vieh völlig erschöpft sind! Die Lage: „Das Vaterland ist in Gefahr!“, so schließt der Verlesterhinter des russischen Blattes, „kennzeichnet noch lange nicht die tatsächliche Lage der Dinge, die viel schlimmer ist, als man in der Großstadt acht. Der erbarmungslose und noch nie dagewesene Hunger des Jahres 1918 ist nunmehr unabwendbar!“

* **Er liebt keine krummen Zahlen.** Uns wird geschrieben: Von dem früheren russischen Ministerpräsidenten Saissonow erzählt ein deutscher Handwerksmeister folgendes Er-

lebnis: Jahrelang hatte er für den Minister die Bilder seiner Familie vergolden müssen, ohne je einen Kopfeken Zahlung dafür bekommen zu haben. So oft er sich im Palais mit seiner Rechnung sehen ließ, wiesen ihn die Diener ab. Doch einmal erwachte er den Minister. Dieser zerrte ihm während die Rechnung aus den Fingern und brüllte, daß er keine krummen Zahlen und ungleiche Rechnungen liebe. . . Mit Seelenruhe versetzte der biedere Handwerksmeister, daß er die Zahlen nach oben abrunden werde und den Fehlbetrag hinzuzahlen möge. Verärgert sah der Minister auf den Sprecher, dann schiederte er ihm die Rubelscheine vor die Nase und jagte ihn zur Tür hinaus. . .

* **Die Amazonen von Elbing.** Während einer Fehde des deutschen Ritterordens mit dem Herzog Swantepolk von Pommeren waren auch die Bürger der Stadt Elbing mit dem Orden zu Felde gezogen, und nur die Greise, Frauen und Kinder waren in der Stadt zurückgelassen. Dieses letztere wurde dem Herzog durch einen Verräter hinterbracht, und der Pommer beschloß, die Stadt, die er unter solchen Umständen für leichte Beute hielt, mit einigen Fähnlein seiner Beute zu überrumpeln. Als man in Elbing das Herannahen der Feinde erfuhr, erhob sich ein großes Wehklagen und eitel Verzweiflung. Aber die Frau des Bürgermeisters und viele beherzte Geschlechtsgenossen hielten sogleich Rat, wie sie die Stadt so lange verteidigen könnten, bis man die Männer zur Hilfe zurückgeholt hätte. Alle in der Stadt noch vorhandenen Harnische und Waffen wurden hervorgeholt, und die Frauen und Jungfrauen Elbings zogen die Rüstungen an, gürtelten die Schwerter um und nahmen Schild und Speiß in die Hand. Dann besetzten sie regelrecht die Mauern und erwarteten das Herannahen des Herzogs. Dieser war sehr erstaunt, die Stadt so stark verteidigt zu finden, glaubte, sein beabsichtigter Handreich wäre den Elbingern im Lager des Ordensherren verraten worden und diese wären in die Stadt zurückgekehrt, und da er die Bürger als tapfere Streiter wohl kannte, zog er es vor, mit seinen wenigen Leuten von dem Angriff abzusehen und lieber heimzukehren. So waren die mütigen Frauen und Mädchen Elbings die Retterinnen ihrer gefährdeten Vaterstadt geworden.

Büchertisch.

— **Flemmings Zweiblattkarte der Westfront.** — Als Nr. 40 der Flemming'schen Kriegskartenjammeln (Carl Flemming, Verlag Berlin und Glogau) erscheint jedoch eine aus zwei großen Blättern im Format von je 88 : 71 cm bestehende Spezialkarte der gesamten Westfront von der Nordsee bis zur Schweiz (Preis 2 Mark). In dem eingehenden Maßstabe von 1 : 320 000 gezeichnet, weist die Karte naturgemäß einen großen Reichum des Inhaltes auf, so daß sie ermöglicht, den Kriegsvorgängen bis in die Einzelheiten zu folgen. Beide Blätter der Karte sind auch vom völkischen Standpunkte aus interessant, indem auf ihnen überall, wo sichere Quellen vorliegen, an Stelle verweilender Orts- und Rufnamen die alten oberdeutschen bzw. niederdeutschen Namen wieder angewandt wurden.

— **Der Tärmer (Kriegsausgabe)** Herausgeber: J. E. Jhr. v. Grotthaus. Vierteljährlich (6 Hefte) 5 Mark, Einzelheft 90 Pfg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Was dem Inhalt des ersten Augustheftes: „Albdeutsch? Von J. E. Freiherrn von Grotthaus. — Die Schicksalsstunde Roms. Von Emil Rasmussen. — Ein hartes Volk.“ Von Prof. Dr. G. Heyd. — Der Philanthrop. Von Julius Kreis. — Sozialdemokratie und Eroberungspolitik. Von Otto Corbach. — Gustav von Schmoller. Von Dr. Richard Bahr. — Englands Herrschaft über die Meere als Grundlage seiner Hochadepolitik. Von E. V. — Welfriede und Christentum. — Tschechisch oder Böhmisches? — Theater und „Freiheit der Kunst.“ Von Karl Ewald. — Das Harmonium, mit besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für das heutige Musikleben. Von S. Dehlerking. — Tärmer's Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Musikbeilage. — Notenbeilage.

— **Der Völkerring.** Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. E. D. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 133/134. Preis je 40 Pfennig.

Ausjählräisil.

NOEZH0AIHES7N0SL
Die Buchstaben sind mit einer bestimmten Zahl auszugählen. Beim ausgezählten Buchstaben wird stets wieder begonnen und keiner übersprungen. Die Lösung benennt einen Teil der Kämpfe gegen Italien.
(Auslösung in nächster Nummer.)

Auslösung des Homogramms in voriger Nummer:

D E S
D A M P F
E M D E N
S P E E R
F N R